

AMTSBLATT

DER EVANGELISCHEN LANDESKIRCHE GREIFSWALD

Nr. 4

Greifswald, den 15. April 1986

1986

Inhalt

	Seite		Seite
A. Kirchliche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen	41	D. Freie Stellen	42
Nr. 1) Beschluß zur Erprobung liturgischer Gewandung	41	E. Weitere Hinweise	42
B. Hinweise auf staatliche Gesetze und Verordnungen	42	F. Mitteilungen für den kirchlichen Dienst	42
C. Personalmeldungen	42	Nr. 2) Aufruf des Gustav-Adolf-Werkes zur Konfirmandengabe 1986	42
		Nr. 3) Zum neuen Altar im Greifswalder Dom	43
		Nr. 4) Die Bestattungspredigt	47
		— Prof. Dr. Saft —	

A. Kirchliche Gesetze, Verordnungen und Verfügungen

Nr. 1) Beschluß zur Erprobung liturgischer Gewandung

Die Kirchenleitung der Evangelischen Landeskirche Greifswald hat auf ihrer Sitzung am 14. März 1986 einen Beschluß zur Erprobung liturgischer Gewandung gefaßt, den wir nachstehend veröffentlichen. Dieser Beschluß regelt die Voraussetzungen und das Antragsverfahren zum Tragen anderer als der durch das Pfarrerdienstrecht vorgesehenen Liturgischen Kleidung des Pfarrers.

In diesem Zusammenhang machen wir darauf aufmerksam, daß unabhängig von der erforderlichen Genehmigung ein Heller Talar mit Stola oder ein Chorhemd in der Regel bei besonderen Anlässen, wie z. B. Feier der Osternacht, Gottesdienste an Christusfesten sowie Tauf- und Abendmahlsgottesdiensten getragen werden. Wenn beabsichtigt ist, die hellere Amtstracht bei Trauungen oder anderen Amtshandlungen zu tragen, muß jeweils im Vorgespräch mit den Beteiligten Einverständnis darüber herbeigeführt werden.

Schließlich weisen wir darauf hin, daß der Liturgische Ausschuß der Landessynode möglichst schon vor einer Bestellung oder Anschaffung anderer liturgischer Kleidung konsultiert werden sollte und in der Lage ist, durch Modelle und Abbildungen auf in evangelischen Gottesdiensten erprobte liturgische Gewandung hinzuweisen. Der Liturgische Ausschuß ist auch bereit, schriftliche Informationen zur Frage anderer liturgischer Gewandung zu vermitteln oder bei der entsprechenden Beratung in Gemeindekirchenräten oder Konventen mitzuwirken.

Dr. Plath
Oberkonsistorialrat

Beschluß zur Erprobung liturgischer Gewandung vom 14. März 1986

In den letzten Jahren sind Kirchenleitung und Ev. Konsistorium mit Anträgen auf Genehmigung zum Tragen eines „Hellen Talars“ befaßt worden. Entsprechend den Planungen der VII. Landessynode wird sich die VIII. Landessynode voraussichtlich 1988 mit dem Sachthema „Gottesdienst“ befassen. Zur Vorbereitung dieser Beratungen beschließt die Kirchenleitung die nachstehenden Regelungen zur Erprobung liturgischer Gewandung. Diese Regelungen gelten zunächst für eine Erprobungszeit von 2 Jahren. Eine endgültige Regelung ist der Landessynode vorbehalten.

1. Der Schwarze Talar wird als gottesdienstliche Dienstkleidung und Funktionsgewand des Pfarrers / der Pastorin beibehalten.

2. Die Verwendung anderer liturgischer Kleidung (Heller Talar, Chorhemd, Stola) bedarf der Genehmigung durch das Evangelische Konsistorium.

Der Antrag dafür ist durch den Pfarrer / die Pastorin über den zuständigen Gemeindekirchenrat und den Superintendenten an das Evangelische Konsistorium zu richten. Gleichzeitig ist der Protokollbuchauszug mit dem zustimmenden Beschluß des Gemeindekirchenrates einzureichen. Der Gemeindekirchenrat kann auch festlegen, daß das Tragen anderer liturgischer Kleidung auf bestimmte Anlässe beschränkt wird. Außerdem ist der Antragsteller verpflichtet, vorher mit dem Pfarrkonvent über seinen Antrag zu sprechen. Der Superintendent soll bei Weitergabe des Antrages an das Evangelische Konsistorium über das Ergebnis des Gesprächs im Pfarrkonvent berichten.

3. Bei Verwendung anderer liturgischer Kleidung (Heller Talar, Chorhemd, Stola) ist darauf zu achten, daß in evangelischen Gottesdiensten bereits erprobte Gewänder getragen werden.

Deshalb ist die zur Verwendung vorgesehene andere liturgische Kleidung gleichzeitig mit dem Antrag dem Liturgischen Ausschuß der Landessynode zur Begutachtung einzureichen. Der Helle Talar soll die Form einer Arme und Körper umschließenden Mantelalbe (ohne Rollkragen und Kaputze, in der Länge bis zum Knöchel reichend) haben und aus naturweißem Wollstoff sein, der mit Chemiefasern gemischt sein kann. Zu dieser Mantelalbe wird eine schlichte Stola in den liturgischen Farben getragen. Das Chorhemd ist über dem schwarzen Talar zu tragen.

4. Andere liturgische Kleidung (Heller Talar, Chorhemd, Stola) darf nur in den Gemeinden getragen werden, für die eine Genehmigung des zuständigen Gemeindekirchenrates und des Evangelischen Konsistoriums vorliegt. Eine Verpflichtung, diese Kleidung zu tragen, besteht nicht. Dies gilt besonders für andere in diesen Gemeinden amtierende Pfarrer sowie für Nachfolger in den entsprechenden Pfarrstellen.

5. Das Tragen von liturgischer Gewandung im Gottesdienst durch Lektoren, Kurrende, Helfer bei der Austeilung des Abendmahls, Küster und andere bei der liturgischen Gestaltung des Gottesdienstes aktiv Mitwirkende bedarf der Genehmigung des zuständigen Gemeindekirchenrates. Das Evangelische Konsistorium ist über jeden entsprechenden Gemeindekirchenratsbeschuß in Kenntnis zu setzen. Es wird geraten, sich vor Anschaffung entsprechender liturgi-

scher Gewandung vom Liturgischen Ausschuß der Landeskirche beraten zu lassen.

Greifswald, den 14. März 1986

**Die Kirchenleitung
der Evangelischen Landeskirche Greifswald**
(L.S.)
Dr. Gienke
Bischof

B. Hinweise auf staatliche Gesetze und Verordnungen

C. Personalmeldungen

Ordiniert wurden

am 13. Oktober 1985 in der evangelischen Kirche zu Rathebur durch Bischof Dr. Gienke die Kandidatin Barbara S ü p t i t z , Rathebur, Kirchenkreis Anklam;

am 8. Dezember 1985 in der evangelischen Kirche zu Boock durch Bischof Dr. Gienke der Kandidat Hans-Ulrich S c h ä f e r , Boock, Kirchenkreis Pasewalk.

D. Freie Stellen

E. Weitere Hinweise

F. Mitteilungen für den kirchlichen Dienst

Nr. 2)

A U F R U F

des Gustav-Adolf-Werkes zur Konfirmandengabe 1986

Die Konfirmandengabe 1986 des Gustav-Adolf-Werkes in der DDR ist für den Ausbau eines neuen Gemeindezentrums in R o s t o c k - T o i t e n w i n k e l bestimmt.

Toitenwinkel war ein kleines, munteres Dorf, das heute zur Stadt Rostock gehört und keine fünf Kilometer vom Stadtzentrum entfernt liegt. Der Name „Toitenwinkel“ weist auf einen Fohlenhof oder eine Fohlenkoppel hin, denn das Wort „Tota“ bezeichnet „die Stute“.

So lebendig wie ein junges Fohlen, so lebendig soll auch Toitenwinkel werden. Schon bald wird hier der jüngste Stadtteil Rostocks stehen: ein Neubaugebiet, das ungefähr 30 000 Menschen ein Zuhause bieten soll.

Mitten im Dorf Toitenwinkel gibt es eine schöne Backsteinkirche aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Es gibt daneben ein nicht ganz so altes Pfarrhaus und ein Küsterhaus. In der Kirche befinden sich eine ganze Reihe wertvoller Kunstgegenstände und alte Malereien. Das Ganze sieht leider sehr traurig aus, denn in Toitenwinkel gibt es im Augenblick nur eine sehr kleine evangelische Gemeinde, die in den Jahren 1972—1985 ohne einen eigenen Pastor hat leben müssen. In diesen Jahren ist trotz mancher Bemühung vieles baufällig geworden. Alle Kirchengebäude bedürfen dringend einer umfangreichen Rekonstruktion. Besonders in der Kirche warten die Wände und viele Kunstgegenstände auf eine fachgerechte Restaurierung.

Nun steht der Kirchengemeinderat in einer besonders notvollen Situation: einerseits werden in das Neubaugebiet schon bald auch viele Christen ziehen, die sich in ihrer Kirchengemeinde zu Hause fühlen sollen; andererseits sind die Bauaufgaben für die heute noch kleine Gemeinde viel zu groß.

Es ist daher für die Gemeindeglieder und kirchlichen Mitarbeiter ein recht abenteuerliches Unternehmen in dieser schwierigen Situation und bei der leeren Kasse den Neuaufbau von Gebäuden anzupacken.

Noch in diesem Jahr soll aber mit dem Umbau des Pfarrhauses begonnen werden, damit der neue Pastor, der seit Juli 1985 in Toitenwinkel ist, bald eine richtige Wohnung erhält.

Auch Gemeinderäume sollen hier entstehen, in denen

an das Pfarrhaus ein neues Gemeindezentrum angegliedert.

Schließlich sind die umfangreichen Instandsetzungsarbeiten an der Kirche vorgesehen, die gewiß sehr viel Geld kosten.

Deshalb war die Freude der Gemeinde auch sehr groß, als die Nachricht eintraf, daß die Konfirmandengabe 1986 des Gustav-Adolf-Werkes in der DDR nach Rostock-Toitenwinkel gehen wird.

Wir bitten alle Konfirmanden, sich an der Konfirmandengabe 1986 mit ihren Geldspenden zu beteiligen und so dazu beitragen, daß das neue Gemeindezentrum in Rostock-Toitenwinkel so ausgebaut werden kann, wie es geplant ist. Dann werden alle Christen, die nach und nach in das Neubaugebiet ziehen, schon bald in dem neuen Gemeindezentrum eine geistliche Heimat finden. Wer in seinem Urlaub an der Ostsee in der Nähe von Rostock kommt, ist von der Gemeinde besonders herzlich zum Sonntagsgottesdienst um 10.00 Uhr nach Rostock-Toitenwinkel eingeladen.

Allen Konfirmanden, ihren Eltern und Paten danken schon heute für ihre Mithilfe in Rostock-Toitenwinkel die dortige Gemeinde und das Gustav-Adolf-Werk.

Die Kollektenerträge bittet das Gustav-Adolf-Werk auf das Postscheckkonto Leipzig Nr. 8499—56—38 30 oder auf das Konto bei der Stadtparkasse Leipzig Konto-Nr. 5602—37—406 (Gustav-Adolf-Werk in der DDR) mit dem Vermerk „Konfirmandengabe“ (Codierungszahl 249—31304) zu überweisen, sofern in den Hauptgruppen bzw. Landeskirchen nicht andere Anordnungen für die Überweisung von Kollekten bestehen.

Nr. 3) Zum neuen Altar im Greifswalder Dom

Am Reformationsfest, dem 31. 10. 1985, wurde im Greifswalder Dom St. Nikolai ein neuer Altar in Gebrauch genommen.

Wir dokumentieren nachstehend die Predigt von Bischof Dr. Gienke sowie die Ansprache des Bildhauers Kock, Hamburg, die bei der Einweihung des Altars am 31. Oktobers 1985 gehalten wurden.

Für das Konsistorium
Dr. Nixdorf

Predigt am Reformationsfest, dem 31. Oktober 1985, im Greifswalder Dom aus Anlaß der Einweihung des neuen Altars über Hebräer 4, Vers 14—16 von Bischof Dr. Gienke

Liebe Gemeinde von nah und fern,
liebe Gäste!

Reformationsfest — in diesem Jahr des 450jährigen Reformationsjubiläums unserer Landeskirche. Gibt es da nicht Wichtigeres, als den neuen Altar im Greifswalder Dom einzuweihen, zumal die Erneuerungsarbeiten damit keineswegs beendet sind und wir bis zur endgültigen Freistellung wohl noch etwa 3 Jahre werden warten müssen? Darum eben. Dieses beides gehört ganz eng zusammen, das Anliegen der Reformation und die Aussage des Altars.

Worum es der Reformation geht, bezeugt uns dieser evangelische Altar:

1. Zuerst und zuletzt wird Christus gepredigt

Ja, darum geht es der Reformation. Auf dem Croy-Teppich haben wir es lebendig vor Augen: Von der Kanzel weist Martin Luther auf den gekreuzigten Christus. Evangelische Predigt ist Christuspredigt. Und so wird es hier jetzt neu gestaltet. Zwischen den Säulen des neuen Altars und dem mittelalterlichen

Kanzel wird das hoch aufgerichtete Kreuz mit dem Kruzifixus stehen und bezeugen; in der evangelischen Kirche gibt es nur eine Mitte: Jesus Christus. Diesen einen Herrn bezeugt auch der Altar auf seine Weise in der alten Sprache kirchlicher Symbole: Da ist der Fisch, griechisch *ichthys*. Für die ersten Christen signalisiert jeder griechische Buchstabe dieses Wortes ein Bekenntnis: Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland und Retter. Aber nicht erst der Fisch, allein schon die Form des Altars ist Christuspredigt.

— **Als Tisch** erinnert er uns an das letzte Mahl des Herrn Jesus mit seiner angefochtenen Gemeinde. Angesichts seines Weges ans Kreuz gibt er seinen Jüngern die Gewißheit: ich bleibe bei euch, keiner wird uns trennen. Von diesem Trost leben wir an seinem Tisch unter seinem Wort bis heute und werden es nach seiner Verheißung an diesem Altar neu erleben.

— Zugleich aber begegnet uns in der Form dieses Altars **eine Krippe**. Der innen offene Block trägt den Gottessohn. Als Krippe weist der Altar auf den für unser Heil Mensch gewordenen Gottessohn. Jubelnd bezeugt der Hebräerbrief „Wir haben einen großen Hohenpriester: Jesus, den Sohn Gottes“. Ja, mitten auf unserer Erde war er Mensch wie wir. Mitten auf unserer Erde bleibt Gott nah, erfahrbar; die Erde ist des Herrn. Der Altar bezeugt diese wunderbare Verheißung Gottes für uns. Ich bin mitten unter euch.

— In der römisch-katholischen Tradition ist der Altar schon seit dem 4. Jahrhundert der Ort des Märtyrergabes und wenigstens der Aufbewahrung von einzelnen Märtyrerreliquien. Für uns evangelische Christen ist die Gestalt der Grabkammer, den die Felsenplatte verschließt, eine neue Christuspredigt. **Als Grab** bezeugt der Altar uns den gekreuzigten Christus als Weg zum Leben. „Wir haben nicht einen Hohenpriester, der nicht könnte mit leiden mit unserer Schwachheit, sondern der versucht worden ist in allem, wie wir, doch ohne Sünde“ (Vers 15). Er bleibt nicht im Grabe, er ist auferstanden. Die Grabkammer treibt Blumen, gotländische Osterblumen sind es, geschaffen im Glanz des Osterlichtes. Zeugnis von dem Leben schaffenden Gott, der seinen Sohn von den Toten auferweckte.

— Aber die Formensprache ist noch nicht am Ende. Immer ist der Altar **als Stuhl, als Thron Gottes** verstanden worden. Der Hebräerbrief fordert uns auf: „Darum laßt uns hinzutreten mit Zuversicht zu dem Thron der Gnade, damit wir Barmherzigkeit empfangen“. Als Stuhl verkündigt der Altar den erhöhten, in unsere Mitte kommenden Herrn. Hier weiß der Hebräerbrief Wunderbares zu bezeugen: „Wir haben einen großen Hohenpriester, Jesus, den Sohn Gottes, der die Himmel durchschritten hat“. In unserem Glaubensbekenntnis bezeugen wir „Jesus Christus, gekreuzigt, gestorben und begraben, am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren in den Himmel; er sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dort wird er kommen, zu richten die Lebenden und die Toten“. Jesu Dienst für seine Welt und seine Gemeinde umfaßt Himmel und Erde. Er hat seinen Platz an Gottes Ehrenseite, ihm gehört die Welt. Er ist der König. Die Krone verweist auf ihn. Über der Boddenlandschaft hat der Fisch seinen Platz: Jesus Christus ist der Herr über unsere Welt, über seine Welt. Ja, worum es der Reformation geht, bezeugt uns dieser evangelische

2. Zum Vater steht allen der Zugang offen

Die Geschichte der Gestaltung christlicher Altäre hat der bildenden Kunst große Möglichkeiten eröffnet, aber sie hat den Symbolwert des Altars verloren. Bis in die evangelische Kirche hinein hat sich das fortgesetzt. Wie viele verstehen unter Altar zuerst einmal die großartigen mittelalterlichen und neugotischen Altaraufsätze, die Retabeln, wie sie auch in unseren evangelischen Kirchen gang und gäbe sind. Luther hatte sich deutlich dagegen gewandt. Der Pastor sollte hinter dem Altar stehen, zum Volk gewandt, um so gemeinsam mit der Gemeinde zu beten und zu hören. Die Kunstgeschichte war stärker als der Geist der reformatorischen Väter. Die Retabeln blieben und wurden weiter gestaltet bis in unsere Tage. Wir sind keine Bilderstürmer und wollen es nicht werden, aber wo unsere Generation einen Altar gestaltet, da soll das reformatorische Erbe auch sichtbar werden. Hier erleben wir es. Zum Vater steht allen der Zugang offen. „Weil wir denn einen großen Hohenpriester haben, Jesus, den Sohn Gottes, der die Himmel durchschritten hat, so laßt uns festhalten am Bekenntnis der Hoffnung. Darum laßt uns hinzutreten mit Zuversicht zu dem Thron der Gnade“ (Vers 14) a, Vers 16 a). Das ist das Priestertum aller Glaubenden. Von allen Seiten kommen Menschen auf die Einladung zu Gott, dem Vater Jesu Christi. Nicht zum Opferdienst, sondern als Gemeinde von Sündern, die Gnade und Barmherzigkeit erhofft. Nein, der Altar ist kein Ort des Opfers für uns evangelische Christen. Alle Leidenschaft der reformatorischen Väter darf hier getrost wieder aufleuchten. Wir haben Gott nichts zu geben. Wir leben von dem, was er uns schenkt, von seinem ein für allemal vollzogenen Opfer am Kreuz. Und von dieser Gabe dürfen wir leben. Die Gemeinde, deren Symbol — das Schiff — eine Seite des Altars schmückt, ist Gemeinde unter dem Kreuz. Der Sturm hat dieses Schiff arg mitgenommen. Der Mast ist nicht von stolzer Symmetrie des Kreuzes geprägt. Aber gerade unter dem Sturm erleben wir das Geheimnis: Christ Kyrie, dir gehorcht die See. Über dem Schiff wacht leidenschaftlich die Taube. Gottes Geist ist ihr nahe. Worum es der Reformation geht, bezeugt dieser evangelische Altar. Zum Vater steht allen der Zugang offen. Das Schiff ruft: steig ein; der Altar ruft: kommt, es ist alles bereit — für dich, für alle.

3. Zusammen gehören Wort und Sakrament

Auf unsere Altäre gehört kein Tabernakel. Wir verfügen nicht über den Leib des Herrn. Gegenwärtig ist der Herr in seinem von ihm gestifteten Mahl durch sein Wort. Darum gehören Altar und Kanzel nach evangelischem Verständnis unlöslich ganz eng zusammen. Noch immer ist in der Gestaltung unserer Kirchen das nicht überall so deutlich sichtbar, und der evangelische Kanzelaltar als stärkster Ausdruck dieser Zusammengehörigkeit von Wort und Sakrament ist doch keine überzeugende Lösung geworden. Hier haben wir es nun: die alte Kanzel und der neue Altar, ganz nah beieinander als Zeichen dafür: Zusammen gehören Wort und Sakrament. Ohne Altar ist evangelischer Gottesdienst nicht denkbar. Es liegt nicht an den Formen, aber weil das heilige Abendmahl fester, unaufgebarer Bestandteil unserer Gottesdienste ist, gehört der Altar in die Mitte der Gemeinde. Worum es in der Reformation geht, bezeugt uns dieser evangelische Altar. Zusammen gehören Wort und Sakrament.

4. Zugegen sind die Väter mit ihrem Dienst

Die Reformation wollten keine neue Kirche, sondern die eine heilige apostolische, katholische Kirche, die

Bugenhagen und die pommersche Kirchenordnung, um das deutlich zu machen und zu bewahren. Und unsere jetzige Kirchenordnung sagt mit wunderbarer Klarheit: „Die Evangelische Landeskirche Greifswald bekennt sich zu Jesus Christus, dem Sohn des lebendigen Gottes, dem für uns gekreuzigten und auferstandenen Herrn. Damit steht sie in der Einsicht der einen heiligen christlichen Kirche, die überall da ist, wo das Wort Gottes lauter verkündigt wird und die Sakramente recht verwaltet werden. Ihre unantastbare Grundlage ist das Evangelium, wie es in der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments bezeugt ist. Sie erkennt die fortdauernde Geltung ihrer Erkenntnisse an: des apostolischen und der anderen altkirchlichen, ferner der Augsburgerischen Konfession, der Apologie, der Schmalkaldischen Artikel und des Kleinen und Großen Katechismus Luthers“. Wer diesen Raum von Westen her erlebt, wird hineingekommen in den Geist der Gotik, die dieses wunderbare Gebäude entstehen ließ, und empfängt zugleich die Aussage der Väter, die vor 150 Jahren diese Kirche neu gestaltet haben. Da ist die Predigt der Väter aus dem 14. Jahrhundert, die zur Ehre Gottes die herrlichen gotischen Kirchen dem Himmel entgegentrieben, und da ist der Altar aus dem Geist Caspar David Friedrichs, der alleine Christus predigen will. Und nun der neue Altar. Er steht in einer deutlichen Querachse zwischen dem Kreuz, der Taufe und dem Reformationsfenster. Die Lutherrose erinnert an diese reformatorische Verpflichtung und den Reichtum der Reformation, von dem wir leben dürfen. Daß das Wappen unseres lieben Johannes Bugenhagen, die Harfe, auch ihren Platz auf dem Altar fand, hat seine besondere Geschichte und ist für den Künstler ein besonderes Geschenk durch Gottes guten Geist. Zugegen sind die Väter mit ihrem Dienst. Das erlebt die Gemeinde im Vollzug der Abendmahlsliturgie, wenn sie zusammen mit der Gemeinde im Himmel und auf Erden das „Heilig, heilig, heilig“ anstimmt. Worum es in der Reformation geht, bezeugt uns dieser evangelische Altar: Zugegen sind die Väter mit ihrem Dienst.

5. Zungen zum Beten und Loben löst Gottes Geist

„Laßt uns festhalten an dem Bekenntnis“, ruft uns der Hebräerbrief zu (Vers 14 b). Kann es anders sein? Gottes reiche Gaben beten und loben, die Gemeinde und jeden einzelnen. Die Kirchenmusik ist nicht von ungefähr eine besondere Gabe der lutherischen Kirche. Hier wird sie auch in Zukunft ihr Lob anstimmen. Die Harfe bezeichnet die Seite, an der sie ihren Platz fortan festhaben soll. Auf die Orgel freuen wir uns schon heute und auf viel Musik zur Ehre Gottes. Aber es möchte auch sehr persönliches Beten hier seinen Platz haben. Beten bleibt das große Vorrecht der Kinder Gottes. Unsere Welt braucht unser Gebet und Gott verheißt uns seine Hilfe nach seinem guten Willen. „Darum laßt uns hinzutreten mit Zuversicht zu dem Thron der Gnade, damit wir Barmherzigkeit empfangen und Gnade finden zu der Zeit, wenn wir Hilfe nötig haben.“ Worum es in der Reformation geht, bezeugt uns dieser evangelische Altar: Zungen zum Beten und Loben löst Gottes Geist.

6. Zur Ehre Gottes dient grenzenlos Schönes

Schon das Alte Testament erzählt uns von Altären, die der Gemeinde die Nähe und Treue Gottes bezeugen. Das Verbot im Bundesbuch von 2. Mose, Altäre nur aus nichtbehauenen Steinen zu errichten, wurde schon im Tempel Salomos umgangen, indem dort gar ein Altar aus Bronze seinen Platz fand. Die evangelische Kirche, die sich eine besondere Nähe zur Schöpfung bewahrt, hat immer das Schöne in den Dienst Gottes zu stellen versucht. Wir haben hier unbe-

schreiblich Schönes vor uns. Schon das Material, gotländischen Kalkstein, vom Steinmetz aus Gotland liebevoll gebrochen und bearbeitet, aber dann die Sprache des Künstlers, der zu predigen versteht durch den behauenen Stein. Man braucht kein Prophet zu sein: Dieser Altar wird künstlerisch hohe Aufmerksamkeit finden. — Alle Schönheit aber will predigen über alle Grenzen hinweg. Der Künstler ist in Schleswig-Holstein zu Hause. Das Material haben uns die schwedischen Brüder und Schwestern aus Gotland und weit darüber hinaus geschenkt. Die Platten aus öländischem Kalkstein sind ein Geschenk der Partnerkirche, dem nordelbischen Kirchenkreis Rendsburg. Die alte künstlerische Gemeinschaft rings um die Ostsee findet hier neue Gestalt. Zur Ehre Gottes dient grenzenlos Schönes. Worum es der Reformation geht, bezeugt uns dieser evangelische Altar. Und das ist nun das Letzte:

7. Zum Dienst in die Welt sendet Jesus der Herr

Ja, die Welt hat ihre besonders reizvolle Gestaltung auf diesem Altar gefunden. Es ist ein Boddenlandschaft, eine Hiddenseelandschaft, voller Frieden und Schönheit. Evangelischer Glaube läßt die Welt bei ihren Gottesdiensten nicht draußen. Was an Bedrohungen unserer Umwelt, des Friedens der Völker, was an Haß und Ungerechtigkeit uns und unsere Völker belastet, das gehört vor den Altar, gehört vor Gott, in unser Gebet und in unser Handeln. Denn dorthin — in unsere Welt — sendet uns der Herr als Boten seines Friedens mit Wort und Tat. Die Messe, der alte Ausdruck für den Gottesdienst, den Luther regelmäßig gebrauchte, endet in der Mission. Zum Dienst in die Welt sendet Jesus der Herr. Worum es in der Reformation geht, bezeugt uns dieser evangelische Altar. Er helfe uns, zu bleiben, was wir sind, zu werden, was wir nach Gottes Willen sein sollen: Evangelische Kirche, Kirche Jesu Christi mitten in der Welt zur Ehre Gottes und zum Segen für die Menschen. Amen.

Hochverehrter Herr Bischof,

liebe Gemeinde, verehrte Freunde und Gäste im Dom zu Greifswald!

Es ist das atmosphärische, das menschliche Klima, in dem man arbeiten kann, und dafür gilt mein Dank allen hier Versammelten. Versammelt um den Altar, zu dessen Gelingen Sie durch Planung, thematisch-liturgische Wünsche und Vorgaben, durch wohlwollende und wohlwollend-kritische Unterstützung, durch Tatkraft und materielle Hilfe beigetragen haben. Ausdrücklich hervorzuheben das sachlich aufklärende, zusammenhangsbewußte und behutsame Begleitverhalten der staatlichen Denkmalspfleger. Unvergessen die Substanzdiskussion mit Herrn Professor Deiters, Frau Schwarzenberger und Herrn Dr. Baier. Ihre, mit hilfreichen Anregungen verbundene Zustimmung hat den Anfangsimpuls intensiviert. Zu den der Sache so förderlichen Eindrücken jenes Diskussionstages gehört für mich auch das Gespräch mit Herrn Dr. Gundlach, das ich nicht vergessen habe und dessen ich mich grade am heutigen Abend erinnere. Auftraggeber aber, Initiator in der Projektierung ist die Gemeinde, weiter noch — Urheber aller Bedürfnisse ist immer, muß immer die Gemeinde sein. Hier das Bedürfnis, in diesem Dom, diesem Gotteshaus wieder zu Hause zu sein. In der Weite des hochschwingenden Raumes und der Vielfalt seiner Nutzung sich wiederzufinden als die lebendige, geistiges Leben stiftende, Gottesdienst haltende Menschenmitte. Das war, das ist das ursprüngliche Bedürfnis und darauf mußte es eine architektonische und im architektonischen eine Bildantwort geben. Architekt und Bildhauer waren gefordert. Aus raumbedingten Grundsatzentscheidungen und entwer-

chenden Plänen entstand das Risiko der Realisierung von Bildträumen. Wenn man am Anfang den Weg kannte, der zur Vollendung führt, wenn man wußte, wie schwer es ist, ihn zu gehen, würde man nicht anfangen. Man kennt aber die Schwere nie, will sie auch nicht kennen, solange der Flügelschlag des Phantasierens Enthebung bewirkt. Das ist ein gefährlich euphorisches Stadium, gefährlich nicht nur für den potentiellen Täter, dem Bildhauer, sondern erst recht für begeisterte und hilfsbereite Sympathisanten. An erster Stelle für unsere schwedischen Freunde, die verlockt wurden, sich auf das Spenden der Steine und damit auf ein Projekt einzulassen, das über ein aus Zweck und Funktion kalkulierbares hinaus in die eigengesetzliche Eskalation der Bildhervorbringung geraten mußte und in dieser Hinsicht ist eine Dankeschuld abzutragen für den Mut des Anfangs. Dank persönlich an den Generalsekretär des Schwedischen Kirchbauvereins, Herrn Carl Göran Bergmann. Die Spende der Steine bedeutet hier mehr als Steine sonst auch sein können. Hier war von vornherein der Gotländische Kalkstein als der edelste und dem Raum zugehörige gefordert und es mußten ungewöhnliche Blockgrößen nach den Schablonen des Bildhauers hergerichtet werden. Mein erster Arbeitsaufenthalt auf Gotland in der Steinbildhauerei Henry Karlson diente diesen Vorbereitungen. Es war im Herbst 1984. Das, was ich dann später im Frühjahr 85 vorfand, waren eben nicht mehr Kubikmeter gotländischen Kalksteines, sondern ein fertiggearbeitetes Podest und eine Altargrundform, so wie sie hier steht. Aus schönstem Material in allen Dimensionen, das heißt in allen Fugen und Flächen stimmig, passend und handwerklich einwandfrei zubereitet. In dem Zustand setzte noch in Slite, Gotland, meine Arbeit, meine Steinhauerarbeit ein. Das Herausarbeiten der Bilder, der Gebrauch der Freiheit in dem Festgefühten. Ein hartes Brot, wenn es darum geht, die Freiheit nicht zu verschenken, sondern ihrem Bestand Austragung abzugewinnen, aber darüber später. Zunächst noch einmal zu den Fugen und zu dem, wasgefügt werden sollte. Die ängstliche Sorge, Steinmetz- und Bildhauerangst, daß unsere Blöcke und Platten die gefährlichen Stationen des Transportes überstehen möchten. Daß die Sendung in Greifswald heil ankommen und auch beim Aufstellen unbeschädigt bleiben möge. Henry Karlson hatte Wort gehalten und es an solider Holzverpackung nicht fehlen lassen. Die Stücke kamen makellos in unsere Hände und hier der Dank dafür, daß wir in Schweden gebangt hatten, jede Ecke und jede Kante zu dem Ganzen zusammengefügt wurde, das uns jetzt erfreut. Dieser Dank gilt den Handwerkern der Dombbrigade, die aus ganz anderen Gewerken stammen und dennoch vollbracht haben, was selbst für erfahrene Steinmetzen eine Meisterleistung gewesen wäre. So konnten schwedische und Greifswalder Handwerker tatsächlich Hand in Hand arbeiten und die eine Hand war so gut wie die andere. Was immer man in diesem Raum tut, was immer man hinzufügt, es muß sich dem Gesetz des Raumes fügen, dem Charakter seiner Bildhaftigkeit, wie es durch Jahrhunderte auf uns überkommen ist. Der Raum bietet sich an zur Kommunikation und fordert die Antwort des Kommunikativen, fordert, wenn man etwas hinzufügt, das es nicht minder bildhaft sei als die mittelalterliche Substanz oder deren Neufassung in der Zeit der Romantik. Wie immer Menschen sich darin zu Hause fühlen können, beruht auf menschlicher Zugehörigkeit zur Kunst überhaupt. Die Bildform der romanischen Kathedrale finden, fand ihr Gehäuse im Mittelalterlichen, wie wir nur dann unser Zuhause finden können, wenn es uns gelingt, Gegenwart nicht minder lebendig bildhaft einzubringen als es Giese und Friedrich von 1824 bis 33 für jene Zeit getan haben.

Im Zusammenstehen der verschiedenen Bildphasen zu der überzeugenden Einheit dieses Domes hat der Uretroit des Widerstrebenden seine Erlösung gefunden.

Weil, wenn Bilder sich ereignen, sie immer schon da sind, wo Begriffe als Voraussetzung des Streitens nicht mehr hin reichen. Bäume wachsen zum Himmel, der Sonne entgegen, aber nie wachsen sie in den Himmel. Wie sie gebaut sind, wie die großen Bäume mit ihrem Astwerk erregen, erregten sie die Phantasie der Baumeister. Man konstruierte und schmückte gleichzeitig in Ansehung des statischen Wuchses und der Schönheit von Blatt- und Blütenformen. Ihre plastische Gestalt, die plastische Gestalt der Bäume aus tektonischer Maßordnung enthält als der Gegenstand leibhaftiger Anschauung die ständige Mahnung, daß Architektur bildhaft sein müsse um menschlich zumutbar zu sein. Maßwerk in der Gotik ist wie Baumverästelung oder Rosenblattwerk. Und als Blüten- und Blattwerk haben Giese und Friedrich dem mittelalterlichen Vorbild ihre geometrischen Blumen abgewonnen. Was nicht in Putz oder Stuck zu fassen war, wurde in Holz geschnitzt. Sogar das Gitterwerk der kunstvollen zarten Kunstverglasungen ist in Holz geschnitzt. Holz und Stuck, Putz und Backstein, der rote Backstein als Teil unserer von Menschenhand gehegten Landschaft des Ostseeraumes. Bestürzend großartig in seiner spröden Kargheit der riesige Kubus des Greifswalder Domes, im Wechsel von Mauer- und Putzflächen. Wenn unsere Vorstellungskraft, unser Vorstellungsvermögen dieses Innere, in dem wir uns versammelt haben, von außen sieht, auf einer der Zugstraßen in den Dombereich gelangend, wir die gewaltige Halle vor Augen haben, deren Inwendiges auf höchst eigenartige Weise erfüllt, was das Äußere an Reinheit und Größe verspricht. Das Gotteshaus, langgestreckt in seiner Halle und aufragend vor dem Himmel, mit dem Turm — je höher, desto zarter, empfindlicher in seiner schwebend leichten Plastizität, das Licht fangend und sich in dessen Widerschein zur Erde zurücknehmend. Hier auch, das später hinzugebaut, das Geheimnis der Einheit verschiedener Stilelemente. Jedes aus eigener Kraft, aus der Bildkraft jeweiliger Gegenwart hinzugefügt, gerät auf den Prüfstand des Vorhandenen. Der Weg des Geistes ist, mit Hegel, der Umweg. Zusammenhangereignisse sind aus Gegensatzspannungen und Läuterungsprozessen erwachsen. Zugeordnet sein und trotzdem in der Freiheit des ursprünglich Eignen zu erscheinen, darin liegt für alle Teile die Wohlgeratenheit des Ganzen. Als das geistige Weiterleben erweist sich dieser Dom als ein Ganzes. Der Turm von den geometrischen Blumen, vom Mittelalter herkommend, wird in der blauen Blume der Romantik zum anregenden Prinzip. Das ist unser unmittelbarer Eindruck, wenn auf dem Wege zum Hochaltar der Kreis der geometrischen Rose wie Bekrönung, wie eine Gloriole des lichtfassenden, vergoldeten Kreuzes erscheint. Und dieses ist der Augenblick zu unserem Altar zurückzukehren. Einerseits, von west nach ost Markstein auf dem Wege zum Hochaltar, wie eine perspektivisch vorgelagerte Sockelposition des goldenen Kreuzes wirkend, und andererseits versammelnde Mitte, um in der weiträumigen Größe des Domes den Punkt sich zu eigen zu machen, der als Moment des Verhaltens, die Größe erst recht erkennbar, aber auch menschlich faßbar macht. Ein Stein zum Anfassen, bildhaft ertastet in seinen Dimensionen, die absolut klein sind und erst in der Zuordnung und durch ihre Bildreliefs Ausstrahlungsgröße erlangen. Die Bilder des Trägersockels sind zeichenhaft erlebbar. Es sind Identifikations- und Meditationsgebilde. Bilder, um aus dem Glaubensgrund mit ihnen zu leben. Die blockhafte Platte, die Mensa, besiegelt dieses Leben im Zeichen des Menschensohnes, des Geistes der Wahrheit und der Dreifaltigkeit. Und noch einmal wollen wir uns im Sinne der Hauptachse den Reliefs des tragenden Blockes zuwenden. Nach Westen, zur Orgel hin und zum Musikpodium, die Musik — kommt wie auf Engelsflügeln, Himmelstöne über den Meereswellen, die Harfe, die auch Bugenhagens Wappenzeichen war, ist

erkennbar. Und jetzt die andere Seite, nach Osten, zum Chor hin. Das Zeichen der Gemeinde, das Boot, dessen Mast das Kreuz ist. Der Bekenntnisvollzug im „Ja — Ja“ und „Nein — Nein“ bedarf der Ergänzung durch Gnade. Darüber in der Mensa die Taube als Sinnbild des Heiligen Geistes, des Geistes der Wahrheit. Die Verheißung des Trösters, daß es keinen Frieden ohne Gerechtigkeit und keine Gerechtigkeit ohne Wahrheit gibt. Abschließend zur Süd- und Nordseite: Zum Südfenster, dem Lutherfenster, die Lutherrose. Das vom Kreuz gezeichnete Herz als Mitte der fünf Rosenblätter. Gottes Liebe im Verhältnis, im Bekenntnis zum Menschensohn.

Plastisch-tektonisch im steinernen Bild: die Eröffnung der gegenüberliegenden Christusseite. Assoziationen beim Arbeiten im Dom, Erinnerungen an Gotland — Ostern im Schneesturm, wie wenn Weihnachten wäre und Tage später dann doch Frühlingssonne und unter wolkenlosem Himmel Blumen, die vereinzelt aus dem Schnee wachsen. Der gotländische Osteraltar, auf Gotland für Greifswald begonnen, bringt das Bild der Blumen. Form geworden im Wechselspiel mit dem Maßwerk und den geometrischen Blumen der Romantik. Plastik ist so gut, wie sie Licht fängt. Wie auf jeden Lichteinfall, der immer anders ist, sie mit den zartesten Nuancen bis hin zu den härtesten Kontrasten reagiert. So entstanden die Bilder, wurden sie in die Vollendung gearbeitet. In diesem Raum, mit dem Licht dieser Fenster und im Widerschein dieser Wände und Pfeiler. An trüben und an sonnigen Tagen ertastet. Dem Meditationsbild geht das Meditieren im Arbeitsprozeß voraus. Auch die Vollendung muß eine offene bleiben. Begleitterinnerungen an die Landschaft der Ostseeküsten, Inselerlebnisse von Rügen und Hiddensee, Sandufer, Strandvegetationen und Meereswellen und Wolkengebilde steigern sich in ihrer Umsetzung von kleinen zu großen Formen in das alles überstrahlende „Jesus Christus — Gottes Sohn — Heiland“ im Zeichen des Fisches. In ihrem Verhältnis zum Menschensohn sind die Menschen der Versöhnung anheimgegeben. In diesem Glauben, mit dieser Hoffnung sei der Altar aus der Hand des Bildhauers entlassen.

Bildhauer Hans Kock, Hamburg;
im Dom zu Greifswald am 31. 10. 85

Nr. 4) Die Bestattungspredigt

1. Situation der Bestattungspredigt

Von vielen Pfarrern wird gesagt, daß sie mit der Bestattungspredigt die größte Zahl der Zuhörer erreichen. Es ist aber keineswegs immer so gewesen, daß die Bestattungspredigt eine so zentrale Bedeutung hatte. Bei vielen Beerdigungen wurden in früheren Jahrhunderten überhaupt keine Predigten gehalten. Auch die Teilnahme von Gemeindegliedern an Bestattungshandlungen scheint wesentlich geringer gewesen zu sein. Es läßt aufhorchen, wenn in einer Nürnberger Agenda aus dem 18. Jahrhundert die Pfarrer aufgefordert werden, den Sarg doch wenigstens bis zum Grab zu begleiten und ein heiliges Vaterunser zu beten und nicht schon am Friedhofstor umzukehren. Die Situation hat sich gründlich geändert. In unserer Zeit gibt es keine kirchliche Bestattung ohne Predigt und keine Trauerfeier ohne (eine den normalen Gottesdienstbesuch meist erheblich übersteigende) Gemeinde. Diese Entwicklung hat dazu geführt, in der Bestattungspredigt eine missionarische Gelegenheit zu sehn. Nun bietet gewiß die Bestattungspredigt die Möglichkeit, viele Menschen anzusprechen, aber sie verfehlt ihr Ziel, wenn sie auf missionarische Wirkung ausgerichtet ist und an den Leidtragenden vorbeiredet. Im allgemeinen wird gelten: je mehr der Pfarrer die unmittelbar Betroffenen anspricht, desto mehr wird er durch sie hindurch auch die anderen Zuhörer ansprechen und desto mehr wird seine Predigt eine missionarische Wirkung entfalten. Darum seien alle Pfar-

rer nachdrücklich davor gewarnt, im Trauergottesdienst die Leidtragenden zu übersehn und sich „missionarisch“ an die große Hörgemeinde zu wenden.

2. Textwahl für die Bestattungspredigt

In jeder Trauerfeier hat es der Pfarrer mit dem Tod eines konkreten Menschen und mit einem einmaligen menschlichen Schicksal zu tun. Im Gespräch mit den Angehörigen muß er darauf bedacht sein, diesen Menschen und seinen Lebensweg möglichst genau in den Blick zu bekommen. Erst auf Grund solcher Kenntnis kann es ihm gelingen, das rechte Bibelwort für die Bestattungspredigt zu finden. In der Regel hat der Pfarrer schon einen erheblichen Teil seiner Aufgabe erfüllt, wenn er den Text für die Traueransprache gefunden hat. An der schwierigen Aufgabe der Textfindung sollte sich keiner dadurch vorbeidrücken, daß er in jedem Fall auf die Losung oder den Lehrtext des Todes- oder Begräbnistages zurückgreift. Natürlich können Losung und Lehrtext als Angebote bei der Textsuche dienen, aber eine schematische Festlegung auf diese Texte ist abzulehnen. Eine solche Festlegung bringt immer die Gefahr mit sich, entweder den Text oder die Situation zu vernachlässigen. Im Laufe seiner Dienstzeit sollte sich jeder Pfarrer ein Verzeichnis von Bibeltexten, die für Bestattungspredigten geeignet sind, nach seelsorgerlichen Gesichtspunkten erarbeiten. Eine gründliche Bibelkenntnis ist die größte Hilfe bei der Zusammenstellung solcher Texte. Als Hilfsmittel bieten sich außerdem Textangebote wie R. Albertis Buch: „Welchen Text nehme ich?“ (1948 in der Evangelischen Verlagsanstalt Berlin erschienen) an.

3. Haltung des Pfarrers bei der Bestattungspredigt

Mehr als bei allen anderen Predigten kommt es bei der Bestattungspredigt auf die innere Haltung des Pfarrers an. Ein Pfarrer, der mit innerer Distanziertheit am Grab steht, kann in seiner Ansprache (und mag sie inhaltlich noch so richtig sein) weder die Leidtragenden noch die Trauergemeinde erreichen. Umgekehrt kann ein Pfarrer, der sich ganz in die Trauer der Betroffenen hineinreißen läßt, nicht trösten. Um am Sarg ein hilfreiches Wort sagen zu können, muß der Pfarrer den Leidtragenden so nah sein, daß er (wenigstens ein Stück weit) mit ihnen fühlt, aber zugleich auch so fern, daß er sich mit ihnen nicht identifiziert. Diese Haltung in der Mitte zwischen Identifizierung und Distanz wird als empathische bezeichnet. In rechter Empathie wird der Pfarrer am Grab auch rechten Kontakt zu den Trostsuchenden finden.

4. Inhalt der Bestattungspredigt

4.1. Es ist eine alte homiletische Streitfrage, ob das Leben des Verstorbenen in die Bestattungspredigt hineingehört oder nicht. Strenge Homiletiker vertreten die Auffassung, daß sich die Bestattungspredigt (wie jede andere) auf die Auslegung des biblischen Textes konzentrieren müsse, und daß auf das Leben des Verstorbenen nur im Lebenslauf eingegangen werden dürfe, der getrennt von der Predigt zu verlesen sei. Diese Trennung hat Vor- und Nachteile. Es ist auf der einen Seite nicht zu bestreiten, daß sie die Bestattungspredigt davor bewahrt, in falsche Ruhmrederei zu verfallen und so zur „leichten Predigt“ oder zur „Lügenpredigt“ zu entarten. Und es ist auf der anderen Seite nicht zu übersehen, daß sie dem Pfarrer die Möglichkeit nimmt, eine situationsgerechte Kasualpredigt zu halten. Wer es nicht wagt, das Leben eines Menschen im Licht des Evangeliums zu deuten, nimmt die Tatsache nicht ernst, daß der dreieinige Gott nicht nur mit seinem Volk, sondern auch mit dem einzelnen Menschen seine besondere Geschichte hat. Eine Bestattungspredigt, die am konkreten Leben des Verstorbenen vorbeigeht, läuft Gefahr, als abstrakte Verkündigung von der Trauergemeinde

überhört zu werden. Warum sollte es nicht erlaubt sein, vorbildhafte Eigenschaften und Verhaltensweisen des Verstorbenen zu benennen? Solange die Würdigung eines Menschen unter dem Vorzeichen des Dankes gegen Gott steht, bleibt sie vor leerer Ruhmrederei bewahrt.

Viele Pfarrer vertreten den Standpunkt: Wer in seiner Predigt auf positive Züge des Verstorbenen eingehe, müsse auch den Mut haben, negative zu benennen. Nur durch solche Ausgewogenheit könne dem gefährlichen Leitsatz: „De mortuis nil nisi bene“ (Über die Toten nichts, es sei denn gut) wirksam entgegengetreten werden. Das Anliegen dieser Pfarrer klingt beim ersten Anhören richtig und überzeugend. Und doch muß es hinterfragt werden. Ist es denn von vornherein ausgemacht, daß der antike Leitsatz über die Toten gefährlich und falsch ist? Könnte er im Licht einer christologischen Deutung nicht so verstanden werden, daß wir die Sünden des Verstorbenen am Sarg zudecken, weil Christus unsere Sünden zugedeckt hat. Auf jeden Fall sind wir näher bei Christus, wenn wir über das Leben des Verstorbenen den Mantel der Vergebung breiten, als wenn wir uns zum Richter über ihn aufspielen. Wer meint, um der Wahrhaftigkeit willen nicht auf das Benennen auch der negativen Eigenschaften des Toten verzichten zu können, sollte am besten gar nicht auf das Leben des Verstorbenen eingehen. Eine Bestattungspredigt, die die Vita des Heimgegangenen ausklammert, ist zwar abstrakt, aber immer noch besser als eine, die durch Entlarven des unmoralischen oder unchristlichen Verhaltens des Verstorbenen die Zuhörer verletzt.

4.2. Die Angehörigen des Verstorbenen

Versäumen sollte es der Pfarrer in der Bestattungspredigt nicht, den Angehörigen des Verstorbenen, wo es angebracht ist, für ihre treue Pflege in langer Krankheit zu danken. Die Leidtragenden sind solchen Dankes bedürftig, weil sie trotz allen menschenmöglichen Einsatzes für den Heimgegangenen nach dem Eintritt des Todes starke Schuldgefühle entwickeln. In der Situation des endgültigen Abschieds stellt sich beinahe zwangsläufig die Vorstellung ein, daß man nicht genug für den Kranken getan habe und daß man ihm Entscheidendes schuldig geblieben sei. Hinter diesen Schuldgefühlen stecken Aggressionen, die sich auch im hingebungsvollsten Pfleger bei langer Krankheit gegen den geliebten Menschen bilden. Da diese Aggressionen nicht bewußt werden können (das Gewissen verhindert ihre Bewußtwerdung), äußern sie sich als Schuldgefühle, die sich rational nur schwer abbauen lassen. Durch emotionalen Dank aber können sie, wenn nicht beseitigt, so doch wesentlich abgemildert werden. Unter diesem Aspekt hat ein Dankeswort an die Angehörigen in der Bestattungspredigt eine ausgesprochen seelsorgerliche Funktion.

Doch das Eingehen auf die Pflege des Kranken ist auch noch unter einem anderen Aspekt wichtig. Es weist die Zuhörer auf einen Dienst am Nächsten hin, der sehr notwendig ist, aber in den meisten Fällen unterbleibt. Es kann nicht schaden, wenn die Zuhörer durch solch einen Hinweis darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Schwerkranken nicht nur äußere Betreuung, sondern auch innere Zuwendung brauchen. Die meisten beruhigen sich damit, daß ihre Angehörigen in Krankenhäusern oder Pflegeheimen gut untergebracht sind, und übersehen dabei, daß sich die Kranken nach menschlicher Nähe sehnen. In der empathischen Anteilnahme am Ergehen des Kranken wird die Nächstenliebe konkret. Ohne solche Anteilnahme bleibt aller Aufwand, der um die gewissenhafte Versorgung des Kranken getrieben wird, leere Betriebsamkeit. Zur wirklichen Nächstenliebe gehört immer persönliche Zuwendung und persönliches Opfer. Dieses Dasein für den Kranken ist die Antwort auf die Liebe Gottes, der in Jesus Christus bedingungslos für uns da ist und uns zu gegenseitiger Lie-

be motiviert. Durch den Antwortcharakter unseres Handelns wird die Pflege des Kranken davor bewahrt, Mittel des Selbstruhms oder gar der Selbstrechtfertigung zu werden, wie manche Theologen fürchten, denen jeder Hinweis auf menschliches Tun wegen des tiefsitzenden Selbsterlösungswillens des Menschen als suspekt erscheint.

4.3. Erinnerung an die Taufe

Sehr selten kommt es vor, daß in der Bestattungspredigt die Taufe des Verstorbenen erwähnt wird. Diese Nichtbeachtung der Taufe macht deutlich, daß uns das Verständnis für das sakramentale Handeln Gottes verloren gegangen ist. Natürlich kann dieses verlorene Verständnis nur sehr behutsam wiedergewonnen werden. Ein erster Schritt könnte darin bestehen, daß die Bedeutung der Taufe unseren Gemeinden (etwa durch die Feier des Taufgedächtnisses, durch häufigeres Eingehen auf die Taufe in den Sonntagspredigten oder durch intensivere Behandlung des Taufsakraments im Konfirmandenunterricht) wieder vor Augen gestellt wird. Der noch in manchen Gegenden übliche Brauch, daß nicht der Geburts-, sondern der Tauftag (meist Namenstag genannt) gefeiert wird, könnte unseren Gemeinden ein Hinweis sein, daß nach christlicher Sicht die Taufe wichtiger ist als die Geburt. Die irdische Existenz, die mit der Geburt beginnt, endet im Tod. Das Leben (die zoeë) hingegen, das durch die Taufe begründet wird, wird durch den Tod nicht zerstört. Wenn das Taufverständnis unserer Gemeinden wieder gestärkt ist, hat die Erinnerung an die Taufe des Verstorbenen in der Bestattungspredigt durchaus ihren Platz.

4.4. Weinet mit den Weinenden

Manche Gemeindeglieder halten es für eine christliche Tugend, in stoischer Gelassenheit am Sarg des Verstorbenen zu stehn, und zwingen sich zu äußerster Selbstbeherrschung. Auch Pfarrer sehen es gelegentlich als ihre Aufgabe an, ihre Bestattungspredigt so zu gestalten, daß sie durch das Vermeiden aller emotionalen Anklänge den Tränenausbruch der Angehörigen verhindern. Nicht selten habe ich auf Konventen die Bemerkung gehört: „Bei meinen Trauerfeiern wird keine Träne geweint.“ Nun gehört es gewiß in die seelsorgerliche Verantwortung des Pfarrers, die Angehörigen des Verstorbenen am Sarge zu schonen, aber es kann niemals seine Aufgabe sein, Tränen zu unterdrücken und Trauernde in einen Zustand apathischer Gefühllosigkeit zu versetzen. Die Bibel ist mit Leidtragenden viel barmherziger als die stoische Philosophie. Sie verlangt von ihnen nicht die Würde einer schmerzüberlegenden Haltung, sondern gibt ihrer Trauer und ihren Tränen Raum. Im Alten Testament wird die Klage der von Schmerz Betroffenen ganz unbefangen ausgesprochen und ausagiert, und im Neuen Testament werden wir aufgefordert, mit den Weinenden zu weinen (Rm 12,15). An keiner Stelle ist die Rede davon, daß der Glaubende nicht weinen dürfe, weil der Tod durch die Auferstehung Jesu Christi überwunden ist. Die Haltung, die der Christ am Sarg einnehmen kann, läßt sich mit der Formel beschreiben: In Tränen getrost. Echter Trost verhindert Tränen nicht, sondern fängt sie auf.

Pfarrern, die sich in (meist unbewußter) Anlehnung an stoische Ideale gegen Tränen am Sarge wehren, sei noch ein Hinweis auf die entlastende Wirkung der Tränen gegeben. Nach der Sicht der Psychologen wird in Tränen ein emotionaler Vorgang in ein körperliches Geschehen verwandelt. Diese Verwandlung bedeutet insofern eine Entlastung, als darin die sich im Schmerz andrängenden Emotionen verarbeitet und abgebaut werden. Emotionen, die nicht körperlich ausgedrückt werden, lösen sich ja keineswegs in Nichts auf, sondern werden ins Unbewußte verdrängt. Nicht selten ist zu beobachten, daß Tränen, die am Sarg unterdrückt werden, zu späteren körperlichen oder seelischen Erkrankungen führen.

4.5. Rechtfertigung aus Gnade

In der Bestattungspredigt muß deutlich bleiben, daß der Mensch durch keine noch so großen Verdienste vor Gott gerechtfertigt werden kann. Luther, der menschlich gesehen wahrlich ein Riesenwerk vollbracht hat, stellte am Ende seines Lebens fest: „Wir sind Bettler, das ist wahr.“ Er war und blieb sich dessen bewußt, daß vor Gott weder die Leistung noch das Versagen zählt, sondern allein die göttliche Liebe, die den sündigen Menschen um Christi willen bedingungslos annimmt. Diese reformatorische Grunderkenntnis muß in der Predigt am Grab durchgehalten werden. Die Betonung des „sola gratia“ schließt natürlich nicht aus, auch von den Leistungen des Verstorbenen zu sprechen. Als Früchte des Glaubens haben Leistungen durchaus ihren Wert. Warum soll nicht erwähnt werden, daß sich der Tote um die Familie, den Staat oder die Kirche verdient gemacht hat? Gegen das Eingehen auf menschliche Leistungen ist nichts einzuwenden, solange sie als Ausdruck der Dankbarkeit für die erfahrene Liebe Gottes verstanden werden. Problematisch wird das Aufzählen von Leistungen erst dann, wenn dadurch bei den Zuhörern der Eindruck entsteht, als ob der Verstorbene durch sie Gott recht werden könne. Es darf nicht passieren, daß sich die Bestattungspredigt auf den Grundakord einschwingt: „Müh' und Arbeit war dein Leben, Ruhe hat dir Gott gegeben“. Besorgtsein um die Familie, Hilfsbereitschaft gegenüber den Nachbarn, treue Pflichterfüllung im Beruf sind gewiß lobenswerte Verhaltensweisen, aber sie schaffen keine Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.

4.6. Tod und Auferstehung

Die Bibel nimmt den Tod sehr ernst. Im Gegensatz zur platonischen Philosophie, die den Tod als Befreier (und zwar als Befreier der Seele aus dem Gefängnis des Leibes) versteht, bezeichnet die Bibel den Tod als letzten Feind (1. Kor. 15,26). Der feindliche Charakter des Todes zeigt sich in zweifacher Hinsicht. Zum einen zerstört der Tod unsere Beziehungen zu Menschen und Dingen. Im Tod entswinden uns, wie Martin Buber formuliert, „alle kleinen Zwischen“. Nur das „große Zwischen“ (die Beziehung Gottes zu uns, die unser Personsein begründet) bleibt bestehen. Zum anderen beendet der Tod die dem Gericht vorausgehende Gnadenzeit, die als Chance (d. h. als Gabe und Aufgabe) von uns erkannt und gelebt sein will. Wer weniger ernst vom Tode spricht, wer ihn Freund oder gar Erlöser nennt (wie oft wird gesagt: „Der Tod hat ihn von seinen Qualen erlöst“), der darf sich nicht auf die Bibel berufen.

Der Glaube an die Auferstehung der Toten verharmlöst den Tod nicht zu einer bloßen Durchgangsstation. Darum darf nicht in naiver Weise von einem Wiedersehen nach dem Tode gesprochen werden. Ewiges Leben, wie es die Bibel verheißt, ist nur durch den Tod hindurch als neue Schöpfung möglich. Wir bekennen zwar die Auferstehung des Leibes, aber wir sollen dieses Bekenntnis nicht weitergeben, ohne sehr sorgfältig zu sagen, was das Neue Testament damit meint. Eine kommentarlose Weitergabe dieses Bekenntnisses kann zu sehr falschen Vorstellungen führen.

Am intensivsten hat sich der Apostel Paulus in 1. Kor. 15 mit der Frage nach der Auferstehung des Leibes befaßt. Er kann uns darum auch die genaueste Auskunft geben. Was versteht nun aber Paulus unter Leib? Auf keinen Fall das, was wir unter Körper verstehen, denn er sagt ausdrücklich, „daß Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht erben können.“ Am ehesten treffen wir den

Sinn des paulinischen „soma“ noch, wenn wir es mit Person übersetzen. Soma bezeichnet nämlich die Fähigkeit des Menschen, ein Verhältnis zu Gott, zu seinen Mitmenschen und zu sich selbst zu haben.

Wie Paulus mit allen Aussagen über die Art und Weise, wie das Sein in der Auferstehung sein wird, sehr zurückhaltend ist, so ist er es auch im Blick auf das Wort Soma. Darum darf in diesem Wort keine objektivierende Aussage gesehen werden. Es ist vielmehr eine gleichnishafte Umschreibung des durchhaltenden Ichs, das unserem empirischen Erkennen total verborgen ist.

Auf die Frage, warum Paulus überhaupt von einem Kontinuum spricht und dafür das Wort Soma verwendet, ist zu antworten: Er tut das, um das Mißverständnis abzuwehren, daß die Auferstehung eine „creatio ex nihilo“ (= eine Schöpfung aus dem Nichts) ist. Indem er das Soma als das Durchhaltende ausgibt, weist er darauf hin, daß die Auferstehung ein Geschehen an der von Gottes Liebe durch den Tod hindurchgehaltenen Person ist. Dem Apostel ist die Feststellung wichtig, daß Gott in der Auferstehung unser Ich bewahrt, um es zu vollenden. Im Gegensatz zu manchen Theologen, die im Ernstnehmen der Totalität des Todes jede Kontinuität zwischen prämortalem und postmortalem Leben bestreiten, ist diese paulinische Erkenntnis mit Nachdruck zu betonen.

Die Identität, die uns Gott schenkt, ist freilich keine ungebrochene. Unsere Selbigkeit wird nur gewahrt in völliger Andersartigkeit; wir haben Kontinuität nur durch den vollständigen Abbruch hindurch. Darum ist es auch nicht statthaft, das neue leibliche Sein in organischer Kontinuität mit dem jetzigen zu denken, wie es die mittelalterliche Vorstellung nahelegt, nach der Gott den ins Grab gelegten Körper zum neuen Leben erweckt. Eine solche Vorstellung wäre nur dann erlaubt, wenn sichergestellt wäre, daß sie keine direkte (objektive) Aussage über die Selbigkeit, sondern nur gleichnishafter (uneigentlicher) Ausdruck für die Identität ist. Ohne diese Absicherung würde der Irrtum heraufgeschworen, daß die Identität in der organischen Kontinuität besteht. Daß dies tatsächlich geschehen ist, zeigt sich daran, wie heftig sich Christen bei Einführung des Krematoriums wehrten, die Körper ihrer Angehörigen verbrennen zu lassen, weil sie fürchten, daß dadurch die Auferstehung des Leibes verhindert (genauer formuliert: zunichte gemacht) würde.

Das Neue Testament macht sehr eindeutige Aussagen, wenn es um das „Daß“ der Auferstehung geht, aber es ist außerordentlich zurückhaltend im Blick auf das „Wie“. Diese Zurückhaltung weist auf die Nichtobjektivierbarkeit der Auferstehung hin. Die Evangelisten und Apostel sind sich dessen bewußt, daß die Auferstehung als Beginn einer neuen Lebenswirklichkeit (oder Anfang eines neuen Aons) jenseits der immanenten Erkenntnismöglichkeit liegt. Wie Ostern nach dem Neuen Testament kein Schauwunder ist, so darf aus der Auferstehung kein Gegenstand der Wissenschaft oder der Weltanschauung gemacht werden. Die Auferstehung bedingt und ermöglicht den Glauben, aber sie ist nicht objektivierbar. Darum appelliert sie auch nicht an ein neutrales (gegenständliches) Erkennen, sondern an das gläubige Vertrauen. Auferstehung und Glaube gehören zusammen. Dem objektiven Beobachter bleibt das, was mit Auferstehung gemeint ist, verschlossen. Berichte und Reanimierten über ihr Erleben des biologischen Todes sind keine Beweise für die Auferstehung.

Fortsetzung folgt.